

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 107.

Wittwoch, den 9. Mai 1906.

21. Jahrgang



Der rätselhafte Silberjüngling in Schloss Bafchow. Über den ihr Berichteten, hat am Sonntag, wie bereits kurz gemeldet, zur Verhaftung des 28 Jahre alten Dieners Wilhelm Glase geführt, der die Anzeige über die Silberdiebstähle erstattet hatte und nun wegen verdächtigter Erpressung unter Anklage gestellt ist. Glase war früher Kellner und ist als solcher bereits in aller Welt tätig gewesen. Eines Tages hatte Fürst Brede auf einer Reise einen Diener plötzlich entlassen; er sah in dem Hotel den Glase und engagierte diesen. Aus den Vernehmungen des Verhafteten und anderen amtlichen Feststellungen geht folgender Tatbestand hervor: Fürst Brede, der 1849 in Moskau geboren ist, ist ein gutmütiger, achtungswerter Herr, der gegenüber seiner fünfzigjährigen zweiten Gemahlin Carmen, geborenen de Alencar y Padeco, vermittelnd gewesen ist. Die Verhältnisse der Familie sind in einem Briefe, den Fürst Brede an die Kaiserin geschrieben hat, in einer sehr interessanten Weise geschildert. Die Kaiserin wird als eine sehr nette Dame geschildert, die keinen Widerspruch duldet und jeden aus ihrer Dienerschaft bei der geringsten Unzufriedenheit sofort entläßt. Auch ihre Vertrauensdame und frühere Erziehlerin Fräulein Weidig muß ihr blindlings gehorchen. Die Kaiserin soll an Kleptomanie leiden. Wie Glase angibt, ist es vorzukommen, daß sie in einem Pariser Hotel eine gefüllte Sautiere nahm und sie mit ihrem Inhalt von Fräulein Weidig in einen Koffer einpacken ließ. Ebenso eignete sie sich Tabletten an, von denen erst in Bafchow die Schokoladencreme entfernt werden mußte. Vor ungefähr drei Wochen besah sich Fürst Brede mit seiner Gemahlin und Dienerschaft in Madrid. Die Kaiserin sagte eines Tages dem Diener Glase einen Diebstahl auf den Kopf zu, worauf dieser ihr den gleichen Vorwurf machte. Glase wurde infolgedessen unverzüglich entlassen und erhielt ein Abgangszeugnis, in dem ihm grobe Mißverhaltens vorzuwerfen wurde. Er begab sich nach Berlin und richtete an den Fürsten einen Brief, worin er seinem bisherigen Dienstherrn über das Treiben in seinem Haushalt Mitteilungen machte und von ihm sogleich 50.000 Mark verlangte, widrigenfalls er bei der Staatsanwaltschaft Anzeige erstatten werde, die den Fürsten und seine ganze Familie blühenden müßte. Der Bedrohte farbte den Brief an das Berliner Polizeipräsidium, worauf sogleich nach Glase gefahndet wurde, der aber, da er sich unangemeldet aufhielt, erst am Sonntag verhaftet werden konnte. Unterdessen hatte Glase, wie bereits berichtet, die Anzeige der Silberdiebstähle an die Staatsanwaltschaft abgesandt, die sie der zuständigen Staatsanwaltschaft in Göttingen zuschickte. — Hierzu meldet man uns aus Schwerin, 7. Mai: Der Fürst und die Kaiserin Brede sind gestern in einem Hotel bei Madrid ermittelt worden. Ein Schweriner Regierungsbeamter ist zur Vernehmung des Fürstenpaares nach Madrid abgereist.

Die älteste Frau Deutschlands — hat schon wiederholt die Presse beschäftigt. Erst kürzlich brachte die „Post. Sta.“ die Notiz, daß die Dolzhanerwitwe Josefa Eder in Eichenbühl, die über 118 Jahre alt sei, auf diesen Ruhm Anspruch habe und berichtet dabei über verschiedene interessante Einzelheiten aus dem Leben der Greisin. Da diese Mitteilungen, sowie alle anderen bisher veröffentlichten Nachrichten über die Josefa Eder an dem Mangel zuverlässiger Information leiden und infolgedessen unrichtige Angaben wesentlich der Art enthalten, so dürfte ein zuverlässiger, auf genaue und gründliche Erkundigung und Nachforschung sich stützender Bericht über die alte Josefa allen, die sich dafür interessieren, willkommen sein. Der Münchener Schriftsteller Hermann Roth besuchte die Frau im letzten Herbst persönlich und stellte über ihr Alter etc. eingehende Nachforschungen an. Er schreibt uns darüber: Die angeblich hundertjährige Witwe Josefa Weidhauß — oder ist ihr Mädchennamen — lebt in einem kleinen, nur aus wenigen Häusern bestehenden Orte, der zwischen Obbäumen versteckt liegt. Von der Bahn aus gelangt man auf stillem Wege zu dem Orte. Ich traf die Frau in äußerst armseligen Verhältnissen an. Sie hat ihr ganzes Leben lang nichts anderes gemacht als harte Arbeit und schmale Kost. Nach vor wenigen Jahren ging sie sogar im Winter barfuß. Ihre Lebensverhältnisse sind heute geringer denn je. Bei ihrem hohen Alter kann sie nur ganz und gar weiche und leichtverdauliche Speisen zu sich nehmen. Ein befreundeter Freund ist ihr Haushälter geworden, in welchem sie schon seit Jahren einen vorzüglichen Ersatz für den Kaffee gefunden hat, den sie nicht mehr verträgt. Ob die Frau die älteste Person Deutschlands, ja sogar Europas ist, wie man behauptet, läßt sich nicht genau nachweisen. Die Angaben ihrer Vorfahren über ihr Alter haben sich nach langwierigen und umständlichen Nachforschungen, die ich angestellt habe, als nicht haltbar erwiesen, nach der Schätzung glaubwürdiger Personen jedoch, z. B. des Vaters, des Onkels, der Brüder etc. — ist — und das ist das Entscheidende — hat sie das Alter von 100 Jahren schon wesentlich überschritten, wofür auch ihr verwitwetes, runzeliges Ge-



sicht Zeugnis ablegt. Sie ist Urgroßmutter. Die größte Freude bereitet ihr ein kleiner Ankerl, der noch in der Wiege liegt. Seinen ersten Schußgang möchte sie gar zu gerne noch erleben. Ihr Gedächtnis ist ziemlich geschwunden, dagegen befindet sie sich sonst noch in verhältnismäßig guter körperlicher Verfassung. Alkoholische Getränke genießt sie schon aus pekuniären Gründen nicht, doch trinkt sie heute noch mit Behagen ein Glas Bier, wenn sie es bekommen kann.

Der Bierkrieg in Bonn. Den das Publikum wegen der Erhöhung der Bierpreise gegen die Wirte zu führen sich veranlaßt sah, ist sehr bald nach seinem Ausbruch zu einem raschen und für den angreifenden Teil glücklichen Ende geführt worden. Die „Wirtschaft“, die — die akademische Jugend war noch nicht „ins Semestergeschehen“ —, zuerst mutig den Kampf aufgenommen, hatten die Freude, alsbald die Hauptmasse des Feindes die Waffen strecken zu sehen. Der Bierkrieg ist zu Ende, Friede herrscht im Franziskaner! — erscholl es schon nach zwei, drei Tagen in den Blättern, und mit dem „Franziskaner“ ergaben sich zugleich die meisten übrigen feindlichen Truppenkörper. Am hartnäckigsten leistete der Vorstand des Biervereins Widerstand, und diesen zu brechen, trotz der akademischen Jugend in gewohnter Stärke zu Beginn des neuen Semesters mutig in die Schranken. Samstag vormittag veranstaltete die Burschenschaft Alemannia einen triumphierenden „Exodus“ aus ihrer bisher so anmutenden „Grotte“, dessen Mittelpunkt ein Leiterwagen mit einem mächtigen Bierfass war, dem je zwei Gefasane, sonst Trödelas genannt, voranschritten und folgten. Zwei Mäulchen hatten die Rösse des Leiterwagens bestiegen, ihnen vordrängte ein Chorglied mit einer langen Peitsche. Der erste Wagen führte die Regimentskapelle, auf dem Bod saß ein Jarben- und pantentragender civils akademicus und schlug mächtig seine große Trommel. So ging es in festlichem Zuge zur „Halle des Kaisers“, des Friedensfürsten, wo man vernahm, daß die Ueberrunde der Hochschule des Feindes — nach Torschlussschlacht erfolgt sei. Ein Ständchen der „Bonner Liedertafel“ verkündete abends aus den Hallen der „alma mater“ heraus in die Mairnacht den Einbruch einer neuen Friedensära.

Die Straßenschele — in Nordhausen verboten. Der Stadtrat von Nordhausen verbot als erste deutsche Stadt die Schele, jedes Schlepptreuer innerhalb des Stadtgebietes. Im vergangenen Jahre schon hatte die Polizeiverwaltung „zur Verhütung von Gesundheitsgefahren und Belästigungen durch Straßenschele“ verboten, auf den Wegen der Promenade zwischen Friedrich-Wilhelmplatz und dem von der Ballroßstraße nach dem Gehegeplatz führenden Hauptwege die Schele zu lassen. Jetzt ist also durch Beschluß der Gesundheitskommission diese Verordnung auf das ganze Stadtgebiet ausgedehnt worden. Uebertretungen sollen künftig härter als bisher geahndet werden. Vorläufig werden Zuwiderhandlungen gegen diese Verordnung mit einer Geldstrafe bis zu 30 M., im Unvermögensfalle mit entsprechender Haft bestraft.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

*** Flüssige Luft.** Die Verflüssigungsmethoden der Gase und die neueren Experimente auf dem Gebiete der flüssigen Luft gemeinverständlich dargestellt von H. Klotz, Laboratoriumsleiter der Witkowsky'schen Gruben in Wöhr-Drum, und Hans Mayer, Ingenieur in Graz. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Mit 48 Abbildungen. H. Pöppel in Wöhr-Drum, Robert Hoffmann in Leipzig, 1906. 1.80, elegant gebunden M. 2.40.

LOKALES

* Wiesbaden 8. Mai 1906.

*** Organisation der „Schwarzfäule“.** Im Saale des „Friedhofes“ zu Mainz fand gestern vormittag 11 Uhr die Sektionsversammlung der 10. Sektion der Berufsvereinsvereine der Schwarzfäulemeister des Deutschen Reiches statt, welche aus Hesse-Nassau, Hessen und Waldeck gebildet war. Der Vorsitzende Karl Vel-Frankfurt a. M. erläuterte den Jahresbericht, an den sich die Besprechung verschiedener Sektionsangelegenheiten und Neuigkeiten schloß. Aus den Verhandlungen ergab sich die Gewerkschaft, den großen Berufsvereinskongress wieder einmal im 10. Sektionsbezirk abzuhalten und es könne pro 1907 Wiesbaden in Betracht. Die nächstjährige Sektionsversammlung wird in Bingen abgehalten werden.

*** Pensionsversicherung der Privatbeamten.** Die Bestrebungen zur Verbesserung einer staatlichen Pensionsversicherung der Privatbeamten befinden sich in fortwährender Bewegung. Die von Seiten des Reichsamtes des Innern ausgesandte Enquete, deren Ergebnisse durch längere Krankheit des Herrn Regierungsrates Dr. Weimann verzögert wurde, dürfte in den nächsten Monaten zu erwarten sein. Inzwischen bleiben die Privatbeamten und ihre Freunde nicht müßig; so findet z. B. am nächsten Sonntag, 13. Mai, im Festsaale des zoologischen Gartens zu Leipzig eine im großen Maße geplante Versammlung statt, die eine imposante Kundgebung für die staatliche Angestellten-Versicherung zu werden verspricht. Nicht weniger als drei Reichstagsabgeordnete werden in längeren Vorträgen das Wort zur Förderung der Sache ergreifen. Es werden sprechen: Herr Reichstagsabgeordneter Sittard-Nachen über: „Der gegenwärtige Stand der Bewegung für die staatliche Pensions- und Hinterbliebenen-Versicherung der Privatangestellten in Deutschland.“ Herr Reichstagsabgeordneter Papig-Berlin über: „Das Pensionsversicherungsgesetz für die Privatangestellten in Österreich.“ Herr Reichstagsabgeordneter Schod-Darmstadt über: Aufgaben und Richtlinien zur Förderung der Bewegung in Deutschland.“ — Auch die hiesige Privatbeamten-Schaft läßt die Zeit nicht unbenuzt verstreichen. So veranstaltet die hiesige Ortskommission am nächsten Mittwoch, 9. Mai, abends 9 1/2 Uhr, im Friedrichshof eine Versammlung. Außer dem Jahres- und Kassensbericht steht das Referat eines bekannten und geschätzten Redners auf der Tagesordnung, die sich so mit sehr interessant gehalten dürfte. Auf diese letztere Versammlung sei nochmals aufmerksam gemacht und ihr zahlreiche Beteiligung gewünscht.

er. Eine etwas spätere Berufsvereinsversammlung spielte sich gestern vor der hiesigen Strafkammer ab. Die Brüder Johann und Georg Schellheimer waren im Jahre 1902 vom Schöffengerichte Höchst wegen gegenseitiger Verletzung und Körperverletzung verurteilt worden. Der eine von ihnen gab

sich mit dem Urteile zufrieden, der Verteidiger des anderen, Rechtsanwalt Lange, legte gegen das Urteil und die Geldstrafe von 30 M. Berufung ein. Seitdem hörte man von der Angelegenheit nichts. Der Verteidiger ist schon lange von Wiesbaden abgezogen. Der Angeklagte schon mehrere Jahre nicht mehr in Höchst anständig. Die Beteiligten und Zeugen haben die kurze Episode ganz oder halb vergessen. Die Akten ruhen friedlich in irgend einem Winkel des hiesigen Strafgerichts. Die ganze Sache schien erledigt. — Schien, sagen wir, denn wer da glaubt, daß im weiten, wohlorganisierten Amtsbereich des H. Kuratoriums solches möglich sei, der befindet sich im Irrtum. Es kann dort wohl einmal zufälligerweise ein Versehen unterlaufen, dauernd übersehen wird aber nichts. Wichtig! Mache kürzlich nach langen vier Jahren eine gewissenhafte Amtsperson die Entdeckung, daß die Berufsvereinsvereins-Versammlung noch gar nicht stattgefunden habe. Man überprüfte die Akten auf, reinigte sie von den dichten Staubfäden, welche Arbeit nicht geringe Zeit in Anspruch genommen haben soll, und legte sie dann zur Anberaumung der Verhandlung vor. Man kann sich denken, welche Augen der Angeklagte machte, als er die Aufforderung erhielt, am 7. Mai d. J., vormittags 11 Uhr, zur Berufsvereinsvereins-Versammlung vor der Strafkammer des Landgerichtes Wiesbaden zu erscheinen. Schellheimer hatte die Sache schon lange für abgetan gehalten und sich gefreut, daß er trotz seiner Verurteilung keine Strafe zu zahlen brauchte. Bei der heutigen Verhandlung erklärte er, von der Berufung nichts zu wissen. Wo ihn aber der Vorsitzende fragte, ob er die Berufung vielleicht zurückziehen wolle, sog er sie schließlich „retour“. Ganz schlan dürfte das von ihm nicht gewesen sein. Schon 1902 hatte der Verteidiger mit der Möglichkeit gerechnet, daß die Berufsvereinsvereins-Versammlung zu einem Freispruch oder Herabminderung der Strafe führen werde. Seitdem haben die Feigen die Einzelheiten des Vorfalls bereits vergessen, so daß ihre Aussagen kaum belastend ausfallen können und eine feilbrüchige Vernehmung mit dem Bruder wäre dem Angeklagten auch angute gekommen, so daß er diesmal wahrscheinlich strafflos ausgegangen wäre.

*** Kaiser-Panorama.** Das Bergische Land, welches zum ersten Male aufgenommen ist, bietet außer viel Landschaftlich-Schönem, wie das sogenannte malerische Tal der Bernhardsrieden, die romantische Umgebung von Wülfingen a. d. Wupper, liebliche Flusspartien aus dem Ittertal, das herrliche Gelpetal sowie noch sehr viel technisch Interessantes und Staudenwertes. Im Barmen sieht man die 1900 eingeweihte schöne Ruhmeshalle, die erste, in Deutschland einzige Schwebbahn, die elektrische Turm- und Bergbahn, die großartigen „Talsperren“ bei Renscheid, Mönchhof und die Riesentalsperre von Barmen (2 1/2 Millionen cbm. fassend) und vor allem die berühmte Kaiser-Wilhelm-Brücke mit dem höchsten und größten Bogen, den wir haben. Leider ist dieser so interessante Teil Deutschlands lange nicht bekannt genug und es müßte hierdurch besonders darauf hingewiesen sein, daß man nicht verschmähen sollte, diese naturwahr wiedergegebenen Verführungen, welche uns einen klaren Begriff des Ganzen geben, in Augenblicke zu nehmen. — Der 2. Teil bringt den Stabellau Kaiser Wilhelm d. Gr., verbunden mit den dasagehörigen Festlichkeiten und eine Kaiserreise nach Norwegen. Es ist und gestaltet, den Kaiser überall zu begleiten. Wir sehen ihn auf seinen Touren landesmächtig bei Ege, Hubsand, bei Romsdal, auf einer Kuriosfahrt, beim Frischluft, im Grate logierend; haben einer sehr schönen Wäde in die nordische Landschaft, über das Gebränge Nord zum Walferfall b. Werf; alles vom herrlichsten Wetter und scheinbar bester Stimmung begünstigt.

Vorsichtige Mütter geben es ihren Kindern zur Unterstützung der Ernährung!

Als ich vor etwa Jahresfrist unsern Hausarzt um Rat fragte, wie mein Kind in die Höhe geschossen, offenbar sehr blühendes 19-jähriges Mädchen seine gute Mäßigkeit überwinden und in roten Backen kommen könnte, sagte er: „Geben Sie ihr viel Milch und Biofon.“ Ich tat nach seiner Weisung und da Milch nur sehr unwirksam, also in ganz beschränktem Maß genommen wurde, muß ich den augenblicklichen Erfolg dem Biofon zuschreiben. Das Kind nahm fast zusehends zu, wurde frisch und rund und hatte wieder Bergguten am Bienen und an süßen Speisen, an denen es vorher nur gezwungen teilgenommen hatte. Als es, wie dies schließlich mit allen Kindern geschieht, in der Schule gewogen und gemessen wurde, konstatierte der Lehrer eine außerordentliche Zunahme. Seitdem habe ich, wo ich Biofon auf Grund meiner Erfahrung angetragen, Dank gerufen und es loben und rühmen hören. Frankfurt am M., 14. März 1906, Frau Johanna Klein. Unterschrift beglaubigt: Frankfurt am Main, 6. Polizei-Revier.

Biofon ist in Apotheken und Drogerien das halbe Kilo-Paket zu drei Mark erhältlich. Wer sich über den Wert und die Wirkung dieses zur Zeit besten, blühenden und zuträglichsten Nahrungsmittels belehren will, lasse sich vom Biofonwert Denkheim kostenlos die Broschüre von Dr. H. Schulte mit den Berichten der Professoren, Alimen, Krankenbauern usw. schicken. 965/107

Hohenlohescher Tapioca

kommt auf die Tafel der Feinschmecker und der besten Familien.

Darmstädter Möbelfabrik.

Man verlange Preisliste und Abbildungen.

946/17

Verkauf

der Offenbacher Patentkoffer und Handtaschen in La. Jeder mit 4-fachem Verschluss mit und ohne Kette. Elegante Koffer-Reisetaschen für Damen und Herren, Hand-, An- und Umhänge-Taschen, Portemonnaies, Brief-, Visiten-, Zigaretten- und Zigarettenständer, Schreibe- und Musik-Mappen, Alben, Wandkalender, handgezeichnete Schürzen, patentierte Blüschenträger, Alben, Handgezeichnete und sämtliche Sanitärwaren, welche von meinem Laden herühren, u. a. m. zu sehr billigen Preisen. Außerdem laufen Sie gut und billige Reise-, Gatt-, Schiffs- u. Kofferkoffer in Vulkan-Fieberplatten und andere Marken, welche sich bis jetzt sehr gut bewährt haben. J. Drachmann, 1629

Rein Baden, jetzt nur Mengasse 22, 1 St. hoch. Rein Baden.

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Wiesbaden, 9. Mai 1906.

21. Jahrgang.

Nr. 17.

(Nachdruck verboten.)

Fruchtfolge und Zwischenbau im Gemüsegarten.

Von M. Danfker.

Die Hauptertragsleistung der Marktgärten gründet sich auf eine ganz ganz raffinierte Ausnutzung des mit so vielen Opfern präparierten Bodens, aus der Ausnutzung und Zinsbarmachung auch des kleinsten Bodenflächens jeder Mauer und jeden Pfahls. Der Marktbauer kennt keine abgeernteten Felder (abgesehen vom Winter natürlich) er kennt nur Pflanzungen und Saaten. Ist um Morgen ein Beet abgeerntet und die Ernte zum Markt gebracht worden, so kann man nachmittags wieder alle Hände an der Arbeit sehen, um es neu zu bepflanzen. Für den Marktbauer haben auch die sonst allgemein gültigen Regeln keine Geltung. Während ein anderer Gartenfreund mit Recht darauf achtet, einen regelmäßigen Fruchtwechsel durchzuführen, pflanzt der Marktbauer drei- bis viermal in einem Jahre Salat auf ein und dasselbe Beet und erntet ebenso oft die schönsten Köpfe. Doch ist da keine schädlichen Pilze und Mische, und daß es nicht an Nahrung fehlt, dazu ist ihm das Düngen gut. Dazu sorgt er vor allem, daß Licht und Luft in die Erde hineinkommen, und nach jedem Regentage kann man das sog. Schiffeleichen in Tätigkeit sehen. Dieses spannenbreite, schmale, an einem Stiele befestigte Eisen, bleibt das ganze Jahr in Tätigkeit; immer wird der Boden offen und locker erhalten und die Erträge werden eine sehr deutliche Sprache. Doch zur Sache. Für eine 3-4-malige Salatzucht braucht der Marktgärtner nicht mehr als 4-5 Monate, und mit August sind diese Felder schon wieder frei, um Winterkohl, Spinat oder Feldsalat aufzunehmen zu können, die so also die 5. Ernte darstellen. Nehmen wir nun, jeder Quadratmeter habe bei jeder Ernte im Durchschnitt 10 Pfd. Reinertrag gebracht, so wäre das für 1 A. eine Einnahme von 250 A. Daß diese Berechnung nicht zu hoch gegriffen ist, geht schon daraus hervor, daß ich bei Frühjahrssalat für 1,20 Mark Salat von einem Quadratmeter ernten sah. Die Frucht der eigentlichen Wintergemüse gehört nun zwar nicht zum Ideale des echten Marktbauers, da sie zu lange seine Felder belegen. Da er sie aber seiner Rundschau wegen haben muß, hat er sich ein Verfahren ausgedacht, welches ihm auch hier noch drei tüchtige Ernten in einem Jahre sichert. Als Wintergemüse werden gezeigten Weizkraut, Spitzkraut (Chorping), Rotkraut und Winterwirsing. Diese werden im Juli ins freie Land gesetzt und im August als ganz kleine Pflänzlein „ausgeholt“, das heißt, nahe zusammen auf Pflanzbeete gebracht. Durch dieses erste Verpflanzen werden die Pflänzchen gedrängener, härter und widerstandsfähiger, also so recht für den Winter ausgerüstet. Im September oder Oktober kommen sie erst an Ort und Stelle. Diese Pflanzung ist nun recht interessant. Zunächst wird die richtige Entfernung der Reihen zueinander und der Pflanzen unter sich festgestellt, und nun werden die dazu ausgewählten Krautpflanzen an diese Stellen gepflanzt. Da nun nach der Sorte große oder sehr große Entfernungen zwischen den Krautpflanzen freigelassen werden müssen, so wird der Boden nur sehr unvollständig ausgehült. Aber dem wird abgeholfen. Zwischen je zwei Krautpflanzen pflanzt man jetzt noch 2-3 Wirsingpflanzen, so daß ein Nichteingeheiltes ob einer solchen Pflanzung stehen wird. Der Marktbauer aber laßt im Frühjahr. Im Mai, wenn das richtig frische Gemüse noch rar ist, die zwischengesetzten Wirsingpflanzen aber so gerade fertige Blätter treiben, dann schneidet er die Wirsingpflanzen sämtlich wieder heraus und verkauft sie als junges Gemüse. (Wirsing.) Er erhält für 2-3 Stück immer 10 A., und das ist seine erste Ernte. Die Krautpflanzen aber haben nun Platz, sich kräftig zu entwickeln, sie liefern im Juli bis August Köpfe, die zu 20-30 A. pro Stück gekauft werden; das ist die zweite Ernte. Diese Art des Pflanzens ist jedem Gartenfreunde zu empfehlen, ja, die Zwischenspflanzen können schon im Mai verpflanzt werden. Ganz genau so werden die Wirsingfelder angelegt und behandelt. Nur dritten Ernte wird verschoben, es eingefügt, und behandelt. Nur dritten Ernte wird verschoben, es eingefügt, und behandelt. Nur dritten Ernte wird verschoben, es eingefügt, und behandelt.

und Sellerie abwechselnd und erzielen dadurch eine genügende Ausnutzung des Bodens. Sellerie wird vor dem Verkauf der Knollen entblättert. Die Blätter werden in Bündel gebunden und im Schatten getrocknet. Im Frühjahr, wenn die Knollen rar werden, erzielen sie fast unglaubliche Preise. Sie sind zum Würzen der Suppen ja auch ausgezeichnet. Die Porree pflanzt der Marktgärtner sehr tief, ja bis zu der Stelle, wo sich die Blätter abspalten, in den Boden. Dadurch erzielt er die beliebten langen weißgebleichten Stangen. Kräftige Salzgaben in Form von Salzwasser und Kopfdüngung erzielen dazu ein sehr üppiges Wachstum.

Endlich hat der echte Marktbauer auch das Problem gelöst, welches so mancher Bauernwirtschaft Kopfschmerzen verursacht. Er hat auch im Winter noch ein schönes Einkommen und soviel Arbeit, daß er seine Knechte auch den Winter hindurch voll beschäftigen und gut bezahlen kann. Es ist dieses für einen richtigen Betrieb von größter Wichtigkeit; denn selbst ein gelernter oder studierter Gärtner kann dem Marktbauern oder Marktgärtner einen gut eingearbeiteten Knecht nicht ersetzen. Was verkauft denn der Marktgärtner im Winter?

1. Das übriggebliebene Sommergemüse. Die Köpfe werden eben im Herbst nicht verbleibend. Sobald die Preise sinken, zieht der Marktgärtner sich zurück und legt seine Kraut- und Wirsingköpfe ein. Im Winter erhält er ja das Doppelte dafür.

2. Winter- oder Krautkehl. Mit diesem wurden im Herbst alle leerwerdenden Beete angepflanzt. Er ist gut und preiswert veräußert, bis junges Gemüse kommt.

3. Feldsalat, der ja wie der Winterkohl den ganzen Winter im Freien ausfällt.

4. Wurzeln und Knollen aller Art. Dieses mag für heute genug sein.

Landwirtschaft.

Bei der Bekämpfung des Federichs wird nur dann ein guter Erfolg erzielt, wenn mit der Besprikung nicht bis zur Blüte des Federichs gewartet wird, weil der Federich dann schon sehr widerstandsfähig ist. Am besten bewährt hat sich die Zeit, in welcher der Federich das dritte bis vierte Blatt erhält. Die Eisenvitriolmenge muß eine Stärke von 15 bis 20 Prozent haben, d. h. 15 bis 20 Kilogramm auf 100 Liter Wasser. Die Flüssigkeitsmenge muß je nach Stärke des Federichs betragen 125 bis 150 Liter auf 1/2 Hektar. Der Federich muß zur Besprikung vollkommen trocken sein, der Morgentau muß also von den Pflanzen verwichen sein, so daß man meistens erst morgens um 9 Uhr beginnen kann. Unmittelbar der Besprikung folgender Regen kann natürlich die Wirkung sehr beeinträchtigen, ebenso starke Windstöße die gleichmäßige Verteilung der Lösung verhindern. Je heller und sonniger der Tag, desto wirkungsvoller das Spritzen. Sollte doch der Federich schon zu alt geworden oder der Erfolg, da ältere Federichspflanzen jüngere überdecken, nicht vollständig sein, so muß man ein zweites Mal spritzen.

Abweilenlassen der Kartoffeln. Es ist wiederholt nachgewiesen, daß das vorherige Abweilenlassen der Kartoffeln vor dem Auslegen sowohl den Angang beschleunigt, als auch eine direkte Erhöhung des Ernteertrages bewirkt. Daß man es nicht ganz allgemein anwendet, hat nur seinen Grund darin, daß zu diesem Abweilen große, geschützte und nicht zu dünne Räume notwendig sind, da man die Kartoffeln nur in dünner Schicht ausbreiten kann und da andererseits, auch wenn der Boden nach dem Auslegen der Kartoffeln sehr trocken ist, die Keimung unter Umständen in Frage gestellt wird bei den abgewellten Kartoffeln. Ist der Zustand des Bodens aber genügend feucht und überhaupt die Witterung günstig, dann haben richtig abgewellte Kartoffeln stets einen Vorsprung beim Wachstum.

Weinbau und Kellervirtschaft.

Bei der Anpflanzung von Wurzelreben wird ein Loch in gehöriger Tiefe ausgeworfen und beim Setzen die Wurzel in gut vorbereitete Erde gebettet. Gut durchgesetzter Kompost eignet sich für den Zweck vorzüglich, weil die Nährstoffe in ihm schon ziemlich zerlegt und für die Wurzel aufnehmbar sind. Jedoch muß vor schlecht verrottetem Kompost, besonders aus Ruten, gewarnt werden, weil durch einen solchen leicht Schädlinge in das Jungfeld geschleppt werden, die aus Mangel anderer Nahrung zum die jungen Reben angreifen.

Sollen die oberen Wurzeln der Reben, die sog. Tauwurzeln, entfernt werden? Diese Frage ist im allgemeinen zu bejahen und nur in wenigen bestimmten Fällen zu verneinen. Es sind also in den meisten Fällen die Tauwurzeln zu entfernen, denn je mehr man den Tauwurzeln die Möglichkeit läßt, sich zu entwickeln, um so mehr bleiben die Fußwurzeln in ihrer Entwicklung zurück. Die Fußwurzeln aber, welche die Träger des Rebstockes sind, sollen ihren Sitz in der Tiefe haben und entsprechend ihrer wichtigen Aufgabe sich möglichst entwickeln und kräftigen. Werden nun bei der Anlage Stecklinge verwendet, so zeigt sich erfahrungsgemäß, daß sich hauptsächlich an den oberen, zunächst an der Bodenfläche befindlichen Augen die meisten Wurzeln entwickeln, namentlich wenn der obere Teil des Bodens locker, warm und humusreich ist. Dasselbe ist unter gleichen Bodenverhältnissen auch bei Wurzelreben der Fall und müssen daher auch in diesen beiden Fällen die Tauwurzeln zeitig im Frühjahr entfernt werden. Belassen dürfen dieselben nur dann werden, wenn die Reben auf schwerem, undurchlässigem Untergrunde stehen, sowie bei alten Reben mit erschöpfendem Untergrunde, in allen anderen Fällen aber sind dieselben zu entfernen.

Was macht man mit richtigem Wein? Stichtiger Wein ist nicht mehr gesund zu machen. Bei schwachem Stich kann er durch Vermischen jeweils unmittelbar vor dem Trinken mit anderem gesundem Wein genießbar gemacht werden. Ist der Stichtigkeit dagegen schon stark, so begünstigt man die Umgebildung durch Warmlegen des Weines und Luftzutritt und gewinnt auf diese Weise guten Weinessig. Aus richtigem Wein kann auch Branntwein gewonnen werden.

Forstwirtschaft, Jagd und Kynologie

Der langhaarige deutsche Vorpostenhund wird nur zur Jagd verwendet, doch ist er seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen auch als Begleit- und Stubenhund bestens zu empfehlen. Der sehr ausgebildete Geruchssinn, die Gewandtheit und Gelehrigkeit, die diesem Hunde-eigen sind, machen ihn nicht allein zur Jagd unentbehrlich, sondern auch als Hausgenosse beliebt. Jedoch ist ihm, wie allen Jagdhunden, von Natur aus die Wachsamkeit weniger eigen. Die Anhängigkeit und Liebe zu seinem Herrn und sein friedfertiges und freundliches Naturell lassen diesen Mangel verschmerzen. Die Kennzeichen sind: Mittlere Größe, Kopf mittelhoch, lange herabhängende Ohren, Hals kräftig, im Nacken leicht gebogen, kräftige lange Hufe, die meist schwach gebogen sind. Die Behaarung ist kurz, sehr dicht und weich. Die Farbe ist weiß mit großen, braunen Platten, oder weiß mit braun oder rötlich graubraun, gesprenkelt, seltener schwarz, einfarbig braun oder schwarz gefleckt. Das Auge ist nussbraun, bei hellfarbigen Hunden heller gefärbt.

Obst- und Gartenbau.

Rasen unter Obstbäumen. Vieles findet man, besonders auf dem Lande, die Baumscheiben mit Rasen bewachsen und glaubt der Landwirt vielfach, daß dadurch der Boden in trefflicher Weise vor dem Austrocknen geschützt wird. Das gerade Gegenteil ist jedoch der Fall, denn Rasen und Obstbäume passen so genau zusammen wie Feuer und Wasser. Diese Rasennarbe verbraucht fast alles fallende Regenwasser für sich, so daß selbst nach andauerndem Regen unter den Graswurzeln die Erde staubtrocken ist. Man veräume daher nicht, das Gras unter den Obstbäumen zu entfernen und Baumscheiben umzugraben.

Das Sortieren der Spargelpfeifen geschieht in drei Qualitäten, deren erste in tadelloser Weise Stangen mit nur weißen Köpfen besteht. In die zweite Sorte rechnet man die 18-22 Zentimeter langen Pfeifen, die weniger dick und gerade gewachsen sind, hierzu gehören auch die noch marktfähigen wenig fleck und rosa gefärbten Stangen. Zur dritten Qualität zählt man den Bruchspargel, Pfeifen ohne Köpfe und ganz dünne oder noch schwächere Stangen. Spargelpfeifen sollen für sich sortiert werden; sie bilden den zartesten Teil des Spargels und werden von Feinschmeckern besonders bevorzugt.

Die Herzfülle des Treibsalats entsteht durch unzureichende Lüftung und durch Begießen der Köpfe mit der Brause von oben. Gewöhnlich wird Treibsalat als Zwischenpflanzung bei Melonen und Gurken verwendet. Bei dem sehr wechselnden Wetter des April wird meistens an solchen Stellen wenig Luft gegeben, und der Kopfsalat, welcher sich schlecht, wird überhaupt nicht fest oder er fault. Besser ist, den Salat mit dem Rohr zwischen den Pflanzreihen zu begießen und bei warmem Wetter die Fenster abzugeben.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

* Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgeteilt von der Preisnotierungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M. 7. Mai. Der 100 Kilo gute marktfähige Saate, je nach Qual., loco Frankfurt a. M. Weizen, hiesiger, neuer, 19.55 bis 19.45 3/4, Roggen, hiesiger, neuer, 18.25 bis 18.40 3/4, Gerste, hiesiger, neuer, 17.00 bis 17.25 3/4, Hafer, hiesiger, neuer, 17.00 bis 17.25 3/4, Hafer, hiesiger, neuer, 16.80 bis 16.80 3/4, Mais, hiesiger, neuer, 16.80 bis 16.80 3/4, Mais, hiesiger, neuer, 16.80 bis 16.80 3/4, Mais, hiesiger, neuer, 16.80 bis 16.80 3/4.

* Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1* gefächelt, 2* klein, 3* mittel, 4* groß. 5 Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1* flau, 2* abwärts, 3* stetig, 4* fest, 5* sehr fest.

* Mannheim, 7. Mai. Amtliche Notierung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen, 19.50 bis 19.50, Roggen, neuer, 18.25 bis 18.25, Gerste, 17.00 bis 17.00, Hafer, 17.50 bis 17.75, Mais 27.50 bis 27.50, Mais 18.50 bis 18.50.

* Mainz, 4. Mai. (Offizielle Notierung). Weizen 19.45 bis 19.80, Roggen 17.50 bis 18.00, Gerste 17.50 bis 18.00, Hafer 17.25 bis 17.80, Mais 18.50 bis 18.50.

* Diez, 4. Mai. Amtl. Notierung. Weizen, roter, 19.65 bis 20.15, weißer 19.15 bis 19.35, Roggen 17.35 bis 17.50, Gerste 17.00 bis 17.00, Hafer 17.00 bis 17.00, Mais 17.00 bis 17.00.

* Kartoffeln. Frankfurt a. M. 7. Mai. Kartoffeln in Wagenladung, per 100 Kilo 4.40-4.50 im Detailverkauf 5.75-6.00.

* Frankfurt, 7. Mai. Der heutige Viehmarkt war mit 505 Ochsen, 60 Bullen, 881 Kühen, 1000 u. Stieren, 387 Kalbern, 310 Schafen und Hammeln, 1235 Schweinen, 2 Ziegen, 0 Ziegenlämmern und 0 Schafälmmern besetzt.

Ochsen: a. vollfleischig, ausgewachsene höchsten Schlachtgewichtes bis zu 6 Jahren 74-76 M., b. junge, fleischig, nicht ausgewachsene und ältere ausgewachsene 65-67 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 57-63, d. gering genährte jährl. Altes 60-60 M. Bullen: a. vollfleischig höchsten Schlachtgewichtes 66-68 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 63-65 M., c. gering genährte 60-60 M. Kühe: a. Färse u. Stiere u. Kühe, b. hoch. Schlachtgewichtes 71-73 M., b. vollfleischig, ausgewachsene Kühe höchsten Schlachtgewichtes bis zu 7 Jahren 65-67 M., c. ältere ausgewachsene Kühe und weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Färse (Stiere u. Kühe) 45-47 M., d. mäßig genährte Kühe u. Färse (Stiere u. Kühe) 60-60 M., e. gering genährte Kühe u. Färse (Stiere u. Kühe) 60-60 M. Färse: a. Färse u. Kühe, b. Färse u. Kühe, c. Färse u. Kühe, d. Färse u. Kühe, e. Färse u. Kühe. Schweine: a. vollfleischig der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtgewicht) 70-71 Pfd., (Lebendgewicht) 55 1/2 Pfd., b. fleischig (Schlachtgewicht) 68-69, (Lebendgewicht) 54, c. gering entwickelte, sowie Sauen und Ferkel 58-59, d. ausländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 60.00.

Hens. u. Strohmarkt. Frankfurt, 4. Mai. (Amtl. Notierung.) Hens. 4.20 bis 4.50. — Stroh 3.30 bis 3.50 per Zentner. Die Preisnotierungskammer.



Nr. 106.

Mittwoch, den 9. Mai 1906.

21. Jahrgang.

„Frau Lore.“

Roman von J. Jöbit.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Das dachte ich mir auch, Herr Baron. Und weil es doch das Allerschönste ist, was ich damals bekam — der Herr Forstmeister schenkte sie mir zu meinem Ehrentag, als ich 40 Jahre in der Oberförsterei Rutscher war — und ich doch nicht Frau und Kind hab', und ich ihn doch so lieb hab', unseren Dubi — da — da wollt' ich ihm doch eine große Freude machen, und es ist mir auch lieb, wenn ich dieses schöne Stück“ — Fritz widelte die Pfeife wieder vorsichtig ein — „in guten Händen weiß. Und der Kleine hat schon so etwas Sorgliches an sich.“

„Das hat er“, bestätigte der Baron ernsthaft, „und Ihr Geschenk wird ihm große Freude machen, auch dann noch, wenn unsere Diester schon alle längstens das Zeitliche gesegnet haben. Wenn du erlaubst, Forstmeister, steig' ich ein, ich möchte doch gern dabei sein, wenn der Junge die Pfeife erhält.“

Der Wagen rollte weiter, und nur die Familie Wiebliß hörte noch die Worte: „Ja, ha, die Augen muß ich sehen, und wie er sich aus der Affäre zieht.“

Als sie bei dem Kavalierhaus vorfuhren, sprang Werner jubelnd zum Empfang herbei: „Ach, Onkel Wiebliß, das ist mal schön, daß ihr zu meinem Geburtstag kommt. Wir sind alle im Schloß heute, der Baron hat uns eingeladen. Du erlaubst es mich doch, daß ich sie mitbringe, Baron?“ wandte er sich an diesen, um dann aber mit sorgenvollem Gesicht hinzuzusetzen: „Oder wird es dich zuviel, wo wir schon so viele Menschen sind?“

„Nein, mein Junge, Platz ist da, auf einige mehr kommt es nicht an, lade sie nur ruhig ein.“

Dieser Aufforderung folgte der Kleine frohen Herzens und erzählte dann begeistert von all den Geschenken. „Herr und Frau von Schulz traten auch dazu und man war gerade übereingekommen, gleich weiter zum Schloß zu gehen, als der Forstmeister vom Stalle herkam, begleitet vom Rutscher Fritz, zwischen ihnen ging das Rehlischen, das einen weichen Baum um den Hals hatte.“

Werners Freude war gar nicht zu beschreiben, immer wieder umschlang er den Hals des zutraulichen Tierchens, das ruhig stille hielt, und überlegte dann eifrig mit seinem Baron, wo er das Rehlchen unterbringen könnte, denn beim Kavalierhause fehlte es an geeigneten Räumen.

„Fritz hat dir auch etwas mitgebracht“, sagte der alte Herr, „etwas ganz besonders Schönes.“

Einige unzusammenhängende Worte stotternd, reichte ihm der Rutscher sein Angebinde, auf das der Knabe verwirrt hinblidte; er wußte zuerst nicht, was er darauf sagen sollte. Doch als er sein Auge zu dem treuerzigen Gesicht des alten Mannes erhob und darin alle Liebe geschrieben fand, deren das alte Herz nur fähig war — und Klein-Werner hatte Erfahrung im Entziffern von Runen auf solchen verwitterten Gesichtern — da sagte er vorsichtig das Bruchstück, das in einem Fuchstopf endete, und drückte dankbar die Hand, die es ihm darreichte.

„Das ist ja die Pfeife vom Oberforstmeister, Fritz! Sieh doch bloß, Baron, wie schön die ist. Und ich bedanke mich so

sehr dafür. Wenn ich groß bin, rauche ich alle Sonntag daraus, so wie Christian aus seiner, und dann besuche ich dich, und wir rauchen zusammen so toll, daß die ganze Stube voller Rauch ist. Vielleicht probier ichs auch schon eher, wenn Vater es erlaubt, und du mußt es mich zeigen, wie man's macht.“

Strahlende Befriedigung zog über Frigens Gesicht, als er sich wieder zu seinen Kuchsen begab, er trug die Ueberzeugung mit sich, daß sein Geschenk das allerschönste gewesen sei, denn er hörte noch, wie der alte Herr sagte: „Run aber voran, meine Herrschaften, oder ich muß fürchten, daß mein Geschenk gar keine Gnade mehr finden wird in den Augen unseres verwöhnten Prinzen.“

„Hast du auch noch was für mich, Baron?“ fragte Werner ganz aufgeregt, als nun die ganze Gesellschaft den Weg zum Schloß nahm.

„Natürlich, mein Junge, aber ich glaube nur nicht, daß es was Besonderes ist. Vielleicht bist du ganz enttäuscht, denn auf etwas so Schönes, wie diese Pfeife, wäre ich nie gekommen“, neckte der Schloßherr.

„Es ist dem Fritz keine allerschönste“, beteuerte Werner, „er hat sie mich oft gezeigt, wenn ich bei ihm in der Stube war.“

„Ich glaub's, mein lieber Junge, doch nun wollen wir mal gleich nach dem Stall für das Rehlchen Umschau halten.“

„Ach ja, Baron“, rief der Kleine. So bogen sie denn nach links ab und trafen zu ihrer Verwunderung auch die Baronin in der Nähe der Stallungen. Sie stand auf ihren Stock gestützt da und ihre Linke hielt ein rotes Band. Als der Kleine mit dem ganzen Geleit sie erreichte, nahm der alte Herr das Band und sagte: „Nun gib einmal gut acht, Werner. Hier halte ich das Ende von einem langen, langen roten Band, und an dessen anderem Ende hängt dein Geschenk. Fah an, mein Liebling, und halte gut fest, damit es nicht davonläuft.“

„An diesem Band hängt dein Geschenk für mich, Baron?“

„Ja, mein lieber, kleiner Werner; was an dem anderen Ende hängt, gehört dir ganz allein.“

Unter dem Lachen und Jubeln der Anwesenden ging der Kleine nun mit hochroten Waden in stets wachsender Aufregung dem Bande nach, dann ging es durch die Remise, die Sattelskammer, immer weiter, immer weiter, durch allerlei Räume, die Kreuz und Quer, bis sie im großen Pferdestall landeten. Da standen der Reitknecht und der alte Kammerdiener Anton, Rutscher Christian fehlte auch nicht. Ja, von der Tür her, die nach außen führte, nickte Inspektor Erdmann und seine Frau ihrem Liebbling zu. Der alte Siegfried und die gewesene Hummel waren auch nicht weit, sie alle wollten sehen, was der alte Herr seinem Jungen schenkte. Werner nickte und lachte den Getreuen zu, mit brennender Neugierde dem Unbekannten entgegensehend.

„Dauert es noch so lange, Baron?“ fragte der Kleine bit-

tend.

„Da hinter der Tür scheint das Geschenk zu sein. Sieh nur, das Band führt direkt auf sie zu.“

Wichtig durch einen runden Auschnitt in der Thür tief das Band weiter, und der Knabe wußte sich erst keinen Rat, dann aber kletterte er zu dem lachenden Baron empor, bis er durch das Guckloch sehen konnte. Mit einem Aufschrei fuhr er mit purpurrotem Kopf zurück, er sah noch einmal hin und nun jubelte er los: „Da steht ein Pony, Baron, mit einem roten Band um den Hals, ich hab's gesehen!“ Er sprang zur Erde und lief auf seinen Vater zu: „Komm doch bloß, Vater, und sieh dir das Pony an, das hat doch wahrhaftig das rote Band um. Ach, Mutti, und mein Baron sagt doch, daß es mich gehört, was an dem anderen Ende hängt. Aber sowas gibts doch gar nicht!“

Die Eltern folgten ihrem Knaben und waren nicht weniger aufgeregt als er selbst. Doch als sie sich der Thür näherten, war diese geöffnet, und Christian stand schmunzelnd neben einem prächtigen braunen Pony, das, gesattelt und gezäumt, nur seines kleinen Reiters harnte. Baron von Schulz hob den Knaben auf den Sattel, und Werner wußte vor Freude nicht, wen er zuerst umarmen sollte, den Pony oder den gütigen Geber, da fiel sein Blick auf den Forstmeister, der ihm feuchten Augen zunichte:

„Onkel Forstmeister, sieh doch bloß, was mich mein lieber Baron geschenkt hat.“ Und als Wieblich zu dem freudestrahlen- den Knaben trat, beugte sich dieser zu ihm, um ihm zuzulauern: „Aber du kannst es mich glauben, dein Rehchen ist auch wunder- schön.“

„Blas da!“ rief der alte Herr jetzt mit Donnerstimme und zwischen den Spalier bildenden Zuschauern ritt der Kleine stolz ins Freie. Man wußte kaum, wessen Gesicht glücklicher aus- sah, dasjenige des Knaben oder das seines Barons.

Dieser Tag war ein Glanzpunkt in Werners Leben, und als am Abend die Mahnung an ihn erging, Mariß zu folgen, die mit Klein-Ursel, der schon die Augen zuzielen, nach Hause ging, da schroll seine kleine Brust unter einem tiefen Seufzer, so schwer wurde ihm der Abschied aus dem frohen Kreise, der in des Barons Zimmer vereinigt war.

Gehorsam, wenn auch zögernd, schritt er hinter dem Mäd- chen her, dem die Kleine so schwer im Arme hing, daß sie sich gar nicht nach ihm umschau. Es war nicht weit bis zum Kava- lierhaus, und als Mariß sich an der Haustür nach Werner um- drehte, bemerkte sie sich nicht weiter, als sie keine Spur von ihm entdecken konnte.

„Er wird wohl noch dageblieben sein!“ dachte sie und be- eilte sich, die Kleine zu Bett zu bringen.

Nach dem Abendessen saßen die Frauen noch in gemütlichem Plaudern in dem Zimmer der Baronin, und während das Ge- spräch der alten Damen sich in alten Erinnerungen erging, spra- chen im Erker Lore und Britta von ganz anderen Dingen.

„Er will es mit mir wagen, wenn ich auch keine Vore bin“, antwortete das erröthende Mädchen auf eine neckische Frage der jungen Frau.

„So habe ich mich doch nicht getäuscht, als ich in Ihren Au- gen das selige Leuchten entdeckte. Ach, wie mich das froh macht.“

Fraulich redeten sie weiter, Britta von ihrem neuen jungen Glück und Frau Lore von ihrem alten, und das gab guten Klang. Im Zimmer des Barons ging es etwas stürmischer her. Forstmeister v. Wieblich hatte seinen Plan ausgeführt und sei- nen lieben jungen Freund während einer kurzen Abwesenheit seines Hausherrn, der herausgerufen wurde, so schonend wie mög- lich mit dem Gerede, welches in der Gegend, umging, bekannt gemacht.

Zu seinem grenzenlosen Erstaunen blieb Walter ganz ruhig, ja, er erwiderte sogar lächelnd: „Vor dem Baron hätten Sie dieses Thema auch ansprechen dürfen. Mein Onkel kennt das Skelett unseres Hauses, ja, er weiß sogar, daß der arme, alte Mann bei Siegfrieds in der Waldfchenke wohnt.“

„In der Waldfchenke?“ fragte Wieblich ganz fassungslos. „Ja, Herr Forstmeister. Aber nun sollen Sie auch noch das erfahren, was ich dem alten Herrn vorenthielt, nur Vore und ich wissen darum, sowie ein mir befreundeter Rechtsanwalt. Unser Glaube an die Schuld Nordmanns ist schwer erschüttert, und nur die Gerichtsferien haben mich bis jetzt daran gehin- dert, der Spur unseres Argwohns nachzugehen. Der junge Rechtsanwalt hat mir schon seine Bereitwilligkeit zugesagt, und ich erwarte ihn in nächster Zeit zu einer Besprechung. Er will alle Papiere durchsuchen und auch den Irrsinnigen selbst spre- chen und beobachten. Dies alles ist aber tiefstes Geheimnis, da wir noch auf ganz unsicherem Boden stehen.“

„Herr von Nordmann unschuldig?“ Mein Gott, Schulz, was ist ja mehr, als Menschenverstand fassen kann.“

„Nicht wahr, vor solchem Schicksal kann einem grausen! Kein Wunder, daß der Herrste irrinnig wurde!“

„Was sagt denn Frau Lore dazu?“ fragte nach einer langen Pause Wieblich.

„Sie schwankt abwechselnd zwischen fröhlicher Hoffnung und tiefster Niedergeschlagenheit.“

„Natürlich, das Warten würde mir auch sauer werden“, be- kräftigte Wieblich. „Daher ist unsere liebe kleine Frau oft so ernst und ungleich in ihrer Stimmung.“

„Es ist zu begreifen, und ich habe das innigste Mitleid mit ihr, steht sie doch mit ihrem Herzen der Sache ganz anders nahe als ich. Es ist ja ihr armer, alter Vater, den die Tat eines Schurken zu einem lebendig Begrabenen machte. Und wer weiß, ob sein Lebensabend noch verklärt werden wird durch den Beweis seiner Unschuld, er nimmt auffallend ab in letzter Zeit. Seine Kräfte schwinden dahin ohne eigentliche Krankheit.“

„Und ich darf den Namen des Schurken nicht erfahren, der all dieses Leid über einen Unschuldigen brachte?“ fragte Wieblich gespannt.

„Kein Herr Forstmeister, Lore und ich haben uns zu strengstem Stillschweigen verpflichten müssen. Mein Rechtsan- walt verlangte es, und er weiß am besten, was uns frommt.“

„Jedenfalls haben Sie aber einen Feind in der Gegend, welcher genau mit der Familiengeschichte Lores bekannt ist.“

„Ich glaube ihn zu kennen“, sagte Walter ernst, „doch da scheint der alte Herr zu kommen, kein Wort weiter, bitte, und schweigen Sie gegen jedermann.“

„Mein Wort darauf. Und das andere“, fuhr Wieblich fort, „soll mein alter Freund noch immer nicht erfahren, wer Sie sind?“

„Wenn ich dem armen, alten Mann wieder seinen ehrlichen Namen gegeben habe, so werde ich sprechen.“

„So lange wollen Sie warten?“

„Es ist Lores wegen. Schattenlos soll sie sich freuen kön- nen, wenn meine fröhliche Hoffnung zum Ereignis wird. Glau- ben Sie mir, Herr Forstmeister, das Warten wird mir schon schwer und doch langt mir vor der Erfüllung meiner heißen Wünsche.“

Der Eintritt des alten Barons machte jedes weitere Wort unmöglich: „Kommen Sie mit, Herr Professor, und du auch, Forstmeister. Die Damen wollen wir nicht weiter beunruhigen. Ich möchte Ihnen gern etwas zeigen.“

Zur Verwunderung der beiden schritt der Guts Herr auer über den Hof zum Pferdestall, dort stand Christian, auf sie war- tend. Der Baron legte den Finger auf den Mund und ließ die Herren dem voranschreitenden Kutscher folgen. Die Thür der Box, in welcher sich das Pony befand, war nur angelehnt, Chri- stian öffnete sie weit, und bei dem Schein einer herabhängenden Laterne sahen sie ein liebliches Bild. Da ruhte das niedliche Geschöpf auf seinem reinlichen Lager und dicht daneben lag Werner fest schlafend, das eine Kinnchen um den Hals des zu- traulichen Tierchens geschlungen.

„Das mühten Sie doch sehen, Sie glücklicher Vater“, sagte endlich der alte Herr voll Rührung zu Walter. „Aber ich scheine doch seinen Geschmack noch am besten getroffen zu haben.“

„Ich kann es Ihnen gar nicht danken, Herr Baron, was Sie an meinem Kinde tun.“

„Ist alles Egoismus, ganz schöner Egoismus“, lachte der alte Herr.

Walter trat zu dem süß schlafenden Knaben und nahm ihn auf seinen Arm. Schlaftrunken öffnete das Kind seine Augen, sah das Pony und seinen Baron blinzeln an und murmelte dann mit selbigem Lächeln: „Ich habe ihm bloß gute Nacht sagen wollen, Baron.“

Die hohe Jagd hatte begonnen, das Wild fühlte den naben- den Feind und barg sich schon in den tiefsten Tiefen des Wal- des. Doch alle Vorsicht nützte ihm nichts, es wurde gespürt, um- stellt, von Hunden gehebt, auf Treibjagden der sicher treffenden Büchse entgegengetrieben, der Frieden des Waldes war hin, — der Jäger behielt das letzte Wort mit lautem Horridoh und Büchsenknall.

Auch ein anderes Treiben hatte begonnen, die Jagd auf ein unedles Wild. In Schlingen wollte man es fangen, in der ei- genen Schlinge, die es sich selbst gelegt hatte in unerhörter Dreifigkeit, mit Nichtachtung jeder Vorsicht.

Langsam wurde das Wild eingekreist, allmählich verdichte- ten sich die Verdachtsgründe, mehrten sich die Beweise. Behut- sam schlich man näher, es galt, den schlauen Fuchs nicht aufzu- scheuchen aus seiner Sorglosigkeit. Er durfte die Fäden nicht ahnen, die die geschickte Hand des Rechtsanwalts auf Ersuchen des Forstmeisters von Schulz überall geknüpft hatte. Es war ein kunstvolles Gewebe und brauchte lange Zeit, viel mehr als Walter und seine Vore für möglich gehalten hatten. Sie mühten immer wieder die Ungebulb zügeln, wenn sie erfuhren, daß dieses oder jenes Glied noch fehlte in der langen Reihe der Jäger, die seit dem Tage des ungelogen Brandes in Steinbrüd verflochten waren.

(Schluß folgt.)

Denkspruch.

Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausende wird, ein Halt; — sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an dem man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.

Schiller.

Schlagende Wetter.

Skizze von Jos. Toböken.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Unglück! Schlagende Wetter! So pflanzte es sich mit Sturmeseil fort von Mund zu Mund, von Haus zu Haus. Deutlich, noch wie vor zwanzig Jahren, sah die Alte die Türe sich öffnen, in der die Nachbarin erschien, schreckensbleich und die Worte auf den Lippen: „Ein Unglück ist auf der Zeche geschehen, die halbe Belegschaft soll tot sein.“ Und ehe sie noch eine weitere Frage der so jäh Ueberraschten beantworten konnte, war sie schon verschwunden, hinein in den Menschenstrom, der sich nach der Zeche wälzte. Und noch sah sie sich, wie sie, von Angst und Pein gesollert, die Treppe hinuntergestürzt war, wie sie trotz des peitschenden Regens und des fußtiefen Schmutzes durch die Menschenmenge gerast war, wie immer beängstigendere Nachrichten an ihr Ohr drangen. Nun hieß es schon, die ganze Belegschaft sei dem Unglück zum Opfer gefallen. Und so war sie ans Bechentot gekommen, wo sie aufschreiend begehrte, sich nach dem Schicksal ihres Mannes erkundigen zu dürfen, aber rauh, unerbittlich wiesen die dort postierten Beamten sie zurück. Da erst sah sie, daß sie nicht die einzige war; Weinen und Wehklagen erklang um sie her von den Lippen von Hunderten von Bergmannsfrauen und deren Kindern, die gleich ihr in Ungewißheit über das Schicksal derer dort unten im tiefen Schacht herbeigegeist waren. Und diese Verzweiflung wurde noch vermehrt durch die Anstalten, die man zur Rettung der Verunglückten traf. Versetzt eilten die Bergleute der augenblicklich dienstfreien Schicht auf das Nothsignal herbei. Feuerwehren, Samariterkolonnen, telephonisch und telegraphisch herbeigerufene Aerzte bahnten sich in fliegender Hast einen Weg durch die Menge. So verging, den Wartenden endlos erscheinend, Viertelstunde auf Viertelstunde. Endlich, nach langem, bangem Warten teilte einer der heraustretenden Bechenbeamten der Menge mit, daß es etwa der Hälfte der Belegschaft gelungen sei, einen anderen, der Zeche gehörenden, etwa zwanzig Minuten entfernt gelegenen Schacht zu erreichen. Wie im Sturme eilte die Menschenmenge nach dem angegebenen Ort. Die Mitteilung des Beamten erwies sich als richtig. Immer von neuem senkte sich die Förderschale in den tiefen Schacht hinab und immer wieder brachte sie neue Gerettete empor, die von Freunden und Angehörigen mit hellem Jubel empfangen wurden, der denen tief ins Herz schnitt, die vergebens bis dahin gewartet hatten. Und endlich waren auch die letzten der Geretteten zutage gefördert. Wieder durchschnitt Jammer und Wehklagen derer, die vergebens des Gesuchten geharrt hatten, die Luft. Auf's neue ergoß sich der Menschenstrom zum Bechentor, an der Spitze die Geretteten, die mutig und wie ein Mann erklärten, trotz der eben erst überstandenen Todesgefahr, sich an der Rettung ihrer Kameraden beteiligen zu wollen. Kunde auf Kunde drang jetzt in die ängstlich harrende Menge. Einige dreißig Tote hatte man bis jetzt zutage gefördert, ungefähr ebensoviel Verwundete, und von den noch drunten Weisenden war anzunehmen, daß nicht einer von ihnen lebend das Tageslicht erblicken würde. Noch sah sich die Alte, wie sie damals bei dieser Mitteilung in die Knie gesunken war, unfähig, nur ein Wort hervorzubringen. Unter den durch den fremden Schacht Geretteten hatte sich der Gatte nicht befunden, und die ihr soeben mitgeteilten Worte hatten das letzte Fünkchen von Hoffnung verglimmen lassen. Wieder hatte sie Stunde auf Stunde warten müssen, taub und gleichgültig gegen all die Erzählungen von unvergleichlichem Opfermut, von tragischem Geschick, die die Luft durchschwirrten. Was scherte sie es, daß ein junger, heldenmütiger Beamter, nachdem es ihm gelungen war, drei Verwundete an die Oberfläche in Über-

zeit zu bringen, von neuem eingefahren und diesmal selbst den giftigen Gasen zum Opfer gefallen war, als er sich zu weit vorwagte. Ihre Gedanken galt einzig dem geliebten Gatten, von dem sie nicht wußte, ob sie jemals wieder in sein treues Antlitz sehen dürfte. Endlich, eine Ewigkeit schien ihr verronnen, hatte man den Eingang freigegeben für jene, die ihre Angehörigen noch vermißten. Voll Schauern und Grausen hatte sie den langgestreckten Schuppen betreten, in dem man die Toten einstweilen niedergelegt hatte. Eine sinnberaubende Atmosphäre, nach verbranntem Fleisch und Desinfektionsmitteln riechend, schlug ihr entgegen. Sie war nach dem, was sie gehört, auf Schlimmes gefaßt gewesen, aber was sie hier sah, das ließ sie in eine wohlthuende Ohnmacht versinken. Sie kam wieder zu sich, und der Gedanke an den Toten gab ihr die Willenskraft, vorbeizuschreiten an den in Todesqual entstellten, rauhgeschwärtzten, oft gräßlich verstümmelten Leichen. Erschütternde Erkennungsszenen, die sich bald hier, bald dort an einer Leiche abspielten, drohten ihr immer wieder die mühsam behauptete Fassung zu rauben und so schritt sie von Leiche zu Leiche, suchte die Gesichtszüge zu ergründen oder sonstwie den kleinsten Anhalt zu finden, der ihr Gewißheit geben könnte. Und nun war sie an der letzten Leiche angelangt. Vergebens. Der Gatte war nicht unter ihnen.

Wieder wollte die Hoffnung in ihr wach werden. Mit tausend Zweifeln im Herzen eilte sie nach Hause, nicht achtend, daß noch kein Bissen Brot ihre Lippen an diesem Tage berührt hatte. Kaum wagte sie die schmale Stiege zu betreten, die zu ihrer Wohnung führte. Hier war noch alles, wie sie es verlassen. Angstpochen des Herzens wandte sie sich an die Nachbarn. Kein Mensch hatte etwas von dem Gatten gesehen. Von Verzweiflung gepeitscht, eilte sie zurück zur Zeche. Nochmals schritt sie mit brennenden Augen von Leiche zu Leiche — wieder mit demselben Ergebnis. Des Gatten Leiche war nicht darunter. Jaghaft wandte sie sich an einen Beamten. Behutsam führte sie dieser in das nebenan gelegene Bureau. Sie nannte ihren Namen und gab an, daß sie die Leiche ihres Mannes nicht habe herausfinden können. Bedächtig ging ein greiser Beamter eine lange Liste durch:

„Mein aufrichtiges Beileid. Ihr Mann ist nicht mehr.“

Sie hatte nicht mehr daran gezweifelt. Mit stummem Schmerz hörte sie, wie durch einen Nebel, die Stimme des Beamten, der ihr mit möglichster Schonung mitteilte, daß ihr Mann sich allerdings nicht unter den relognozierten Leichen befinde. In einen besondern Raum aber habe man vier Leichen gebracht, die derart verstümmelt seien, daß ein Erkennen unmöglich gewesen sei. Unter ihnen müsse sich auch ihr Mann befinden. Wortlos folgte sie dem Beamten, der sie hergeführt hatte und der sie zu den vier nicht erkannten Leichen brachte. Nochmals nahm sie alle Willenskraft zusammen, prüfte minutenlang, von Schauern durchrieselt, die Leichen und die spärlichen Verbleibungsreste. — Die Explosion hatte ihr Werk gründlich getan — an diesen vier schwarzen formlosen Klumpen gab es nichts mehr zu erkennen.

Wie sie heimgekommen war, wußte sie nicht mehr. Die Tränen verflachten vor der Allgewalt des Schmerzes, der in ihr tobte. Das waren Tage, denen kein äußerliches Ereignis ein Siegel aufzudrücken vermocht hatte, still und eindrucklos waren sie dahingegangen.

Ein neues Bild entrollte sich vor ihren Augen. Schwere Nebelmassen hatten sich über die Stadt gelagert, als nehme die Natur Anteil an dem grimmen Schmerze, der fast in jedes Haus Einzug gehalten. Trübe brannten die Laternen, von reichem Trauerflor umgeben, und an jedem Hause gaben auf Halbstadt gehißte Flaggen und Trauerdraperien Kunde von dem Jammer, der über der Stadt lagerte. Und dann sah sie den schier endlosen Leichenzug, voran die Knappen mit ihren Fahnen und Abzeichen, mit brennenden, umflorten Bergmannslampen, die lange Reihe flacher, schwarz dekorierter Wagen, mit je mehreren Särgen, deren jeder den Namen des Toten zeigte, den er barg. Der letzte Wagen war herangelommen; er trug vier schlichte Särge, an denen jeder Namenszug fehlte. Vier Ziffern bekundeten, daß man diese Toten nicht hatte erkennen können. Da hatten Schmerz und Schwäche sie übermannt. Sie war zusammen-

mengestimmt, hatte nichts mehr gesehen von all denen, die den toten Knappen das Geleite gaben: die Vertreter der Regierung, die städtischen Behörden und sonstige Würdenträger. Als sie aufwachte, fand sie sich in ihrer Wohnung wieder, wohin mitleidige Seelen sie geschafft hatten. Kurz danach gab sie einer Tochter das Leben: Visbeth, die nun gleichfalls ihr Schicksal an das eines Knappen gebunden hatte. Lange, schwere Jahre waren es gewesen, in denen sie für sich und die Tochter den Lebensunterhalt hatte erwerben müssen. Sie hatten ihr Haar gebleicht und den Rücken gekrümmt.

So war sie in Erinnerung versunken, als Visbeth zurückkehrte. Sie sah der Mutter an, was diese bewegte und schnell versuchte sie, sie aufzuheitern. Vergebens! Wie ein Alb lag es auf der Alten.

„Mir wäre um vieles wohler, wenn Albert noch heute seine Abkehr nähme. Mir ahnt Unheil!“

„Aber Mutter, wovon sollte er denn leben? Die mühsam ersparten Groschen gebrauchen wir für unsere Ausstattung, und wir möchten doch auch einen kleinen Fonds hinter uns haben.“

„Du hast recht, Kind! Für dich spricht die Vernunft, mir alten Frau aber liegt es wie ein Unglück in den Gliedern.“

Wenige Tage waren seitdem vergangen. Die Mutter saß beim Strickstrumpf, während die Tochter den kleinen Haushalt besorgte. Nebenbei plauderte man von der bevorstehenden Hochzeit. Da plötzlich sprang die Mutter vom Stuhle auf, mit angstverzerrter Miene flüsternd:

„Das Notsignal der Beche. Hörst du's?“

Wahrhaftig, das war das seit Jahren nicht gehörte Notsignal. Ein Blick auf die Mutter, die auf ihrem Stuhl zusammenbrach, und schon war Visbeth die Treppe herunter. Wieder lag es unheilsvoll über der Stadt. Wieder ging ein unbestimmtes Raunen von Mund zu Mund, von Haus zu Haus.

„Schlagende Wetter!“ Der Schreckensruf durchbrauste bald die Stadt.

Stunde auf Stunde harnte die Alte vergebens der Rückkehr der Tochter. Grauenhafte Bilder zogen an ihr vorüber. Plötzlich hörte sie auf der Treppe wohlbekannte Schritte. Die Türe flog auf und lachend tanzte die schmerzliche Erwartete herein.

„Mutter, Mutter, gratuliere! In drei Tagen ist Hochzeit. Bis dahin aber schläft Albert noch. Hui, wie sie da alle nebeneinander lagen. Aber ich habe ihn doch erkannt — an unserm Verlobungsringe. Den habe ich ihm abgenommen, damit sie ihn nicht stehlen, wenn Albert schläft. Suchhe, in drei Tagen ist Hochzeit; so gratuliere doch, Mütterchen. — — — Aber schwarz war er, — — — in drei Tagen ist Hochzeit! Gratuliere mir doch! — — —“

Und der Wahnsinn flackerte aus ihren Augen, während sie mit aufgelöstem Haar um die Mutter herumtanzte. —



Küchengelheimnisse. Nicht der Cardinal Richelieu, wie längst einmal der Pariser „Gil Blas“ behauptete, sondern dessen Großnichte Louis Francois Armand (1696 bis 1788), bekannt als Marschall von Frankreich und Eroberer des für unentbehrlich gehaltenen Forts San Felipe auf Menorca (1756), führte in Frankreich die ursprünglich nach der Hafenstadt Mahon auf jener Insel benannte Sauce, die jetzige sogenannte *Mahonnaise*, ein. Die Sauce, an die sich der Name des Marquis v. Vichameil knüpft, geht nicht auf eine Sahnensauce zum Stodfisch zurück, sondern auf eine Sauce zu weißem Hühnerragout. Sie wurde aus verdickter Hühnerbouillon hergestellt, in die kunstgerecht und in sehr vorsichtiger Weise Sahne eingetropft wurde, und bildete als eine der höchsten Errungenschaften der französischen, oder richtiger Pariser Kochkunst die Grundlage alles dessen, was

man einst die „weiße Küche“ nannte. Die Gourmets des Ancien Régime verherrlichten sie als „le roi-soleil des sauces“ und bezeichneten sie als „zu Samt verlässigte Hühnerbrust“. Sie hatte natürlich keine Ähnlichkeit mit dem, was in der heutigen Hotel- und Restaurantsküche unter ihrem Namen geht und wesentlich aus einer Aufschwimmung von Mehl in Fett mit verschiedenen Zutaten besteht. Der Marquis von Pompadour gebührt das Verdienst, die „Filets des volailles à la Bellevue“ und die „Palais de boeuf“ den Franzosen geschenkt zu haben. Die „Cailles à la Mirepoix“, die „Chartreuses à la Manconseil“ und die „Poulets à la Villeroy“ verdanken ihre Namen drei vornehmen Damen der Zeit Ludwigs XIV. Und schließlich sei bemerkt, daß Frau de Maintenon mit ihrem Vater, dem Baron Constant d'Anbigné, den Ruhm beanspruchen darf, die endgültige Formel der „Cotelettes en papillote“ gefunden zu haben.



Teuere Vasen. Eine schöne eiförmige Sèvresvase, 16 3/4 Zoll hoch, von Dobin gemalt, mit der Jahreszahl 1763, brachte bei einer Versteigerung in London 86 000 Mk. Der größere Teil der Vase und des Deckels war königsblau mit goldenen und weißen Verzierungen. Von den vier schildförmigen Feldern zeigte das eine ein sehr schön gemaltes Schäferbildchen in der Art Laocretis; die anderen Felder waren mit Frucht- und Blumenstücken verziert. Um den Hals schlang sich eine Reihe weißer Perlen in erhabener Arbeit; der Deckel hatte einen Knopf in Form eines Tannenzapfens. — Eine prächtige alte chinesische Vase wurde für 91 925 Mark verkauft; sie war eiförmig und hatte einen schwarz emaillierten Hintergrund von merkwürdig schimmerndem Glanz; sehr schön hoben sich von diesem schwarzen Hintergrund zartgrüne Bambuszweige und rosa angehauchte Paeonien, zwischen denen Silberfasane saßen, ab. Ein Paar alte chinesische Vasen brachte es auf 3385 Mk., ein zweites Paar chinesische Vasen kam auf 4515 Mk., eine Wasserkanne mit Deckel, emailliert mit grünen, gelben und schwarzen Leopardenflecken, erzielte 3547 Mk., eine goldene Wasserkanne, an der Charles Duron in Paris von 1857 bis 1867 gearbeitet hat, 22 000 Mk.



Einen merkwürdigen Zufall beschreibt mutig Hegemeister Otto in der „D. Jäger-Ztg.“ Doch beginnt er wie folgt: „Wenn ein alter Jäger ins Erzählen seiner oft vielen und überraschend seltsamen Erlebnisse seiner langen Laufbahn gerät, so kommen manchmal so unglaubliche Dinge zutage, daß die Zuhörer sich lächelnd zunicke und „Jägerlatein“ rufen. Ist aber die Geschichte gar zu erstaunlich und anscheinend unmöglich, dann kommt eine Steigerung der Kritik, und jetzt heißt es: „Jägergriechisch“. Eine solche griechische Geschichte will ich hier erzählen. Wer sie nicht glauben will, hat im voraus Erlaubnis, es bleiben zu lassen. In den Jahren 1873 bis 1879 war ich Förster in Dornid a. Rh. Es gab damals noch viele Enten in der Gegend. An einem frostklaren Dezembervormorgen ziehe ich wieder einmal auf Deute aus und sehe ein starkes Schloß Enten auf einem langen, schmalen Gewässer liegen. Das Anbärschen glückte. Der rechte Flintenlauf streckte zwei Stück auf dem Wasser, und der linke holte noch zwei aus der Luft. Die übriggebliebenen neun Enten formierten sich baldigst zur Reite und zogen über das Dorf Dornid hin. Wie ich ihnen so nachsehe, bemerke ich auf 10 bis 15 Minuten Entfernung, wie sich gerade über dem Dorfe noch eine Ente aus der Reite löst und verendend herunterfällt. Diese gab ich natürlich verloren und zog mit meinen vier erlegten Stodenten heimwärts. Am Abend dieses Tages ging ich in ein Wirtshaus dieses Dorfes zu einer verabredeten Kartenpartie. Einer der Statbrüder war der alte Bauernhofbesitzer Schlüter. Der sonst recht rüstige Mann kam heute schwer gestützt am Stabe an. „Na, Schlüter, haben Sie den Hengenschuß?“ tönte es ihm entgegen. „Nein, den Entenschuß!“ entgegnete er. „Da stehe ich heute früh hinter meiner Scheune und spalte Holz. Auf einmal kriege ich einen furchtbaren Stoß in den Rücken, und wie ich so umbertaumele, sehe ich einen Erpel neben mir liegen!“ So hatte mein Entenschuß ganz indirekterweise noch Unheil angerichtet.“